



LOVIS CORINTH

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Charlotte Berend-Corinth / Am Walchensee	3
Paul Fechter über Lovis Corinth	4
Ruth Maria Wagner / Lovis Corinth aus Tapiau	5
Herbert Eulenberg / Die glücklichsten Jahre	7
Claudia Hoff / Ein Maler bezwingt die Zeit	7
Lovis Corinth / Toon Koornaust	8
Lovis Corinth / Wer zuviel wagt	11
Eduard Bischoff / Begegnungen mit Lovis Corinth	16
Rolf Burchard / Bildbeschreibung „Ostern am Walchensee“	19
Charlotte Berend-Corinth / So war Lovis	21
Charlotte Berend-Corinth / Das Elternhaus in Tapiau	27
Charlotte Berend-Corinth / Harte Selbstprüfung	28
Lovis Corinth über seine Frau Charlotte	29
Arthur Degner / Macht der Persönlichkeit	30
Charlotte Berend über Lovis Corinth	33
Zeittafel	34
Literaturverzeichnis	35

Umschlagbild:

Selbstbildnis mit Palette und Modell aus dem Jahre 1901

Bild Seite 6:

Familienbild mit seiner Frau und seinen Kindern Thomas und Mine aus dem Jahre 1909

Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Abteilung Kultur

Nachdruck 1984 · Druck: Gerhard Rautenberg, 2950 Leer

CHARLOTTE BEREND-CORINTH

Am Walchensee

Nach dem Ersten Weltkrieg erwarb Charlotte Berend-Corinth in Urfeld am Walchensee (Bayern) ein Haus für die Familie. Dort, in ländlicher Abgeschiedenheit, überwand Lovis die immer wieder auftauchenden Depressionen. Er schuf dort einige seiner schönsten Landschaftsbilder. Über einen Abend in dieser ländlichen Stille berichtet seine Frau:

Es ist eine Sommernacht. Im Bauernzimmer brennt das Licht. Corinth sitzt im großen Armsessel und raucht schweigend. Unterm Tisch schläft der Hund. Unsere zwei jungen Katzen spielen im Zimmer. Die Tür ist offen, ein Schritt über die Schwelle, und der volle Zauber der Nacht umfängt mich. Der Himmel voll von Sternen. Über dem tief schwarzen Herzogstand steht die silberzarte Mondsichel, kein Licht sonst. Und kein Laut. Nur das Rauschen der Bäume, das Tropfen des Springbrunnens. Ein Blick ins Zimmer zurück. — Da sitzt der alte Corinth, die Augen verträumt. — Soll man ihm diese schöne Nacht zeigen? Nein! Denn offenbar würde man da etwas abbrechen, was in ihm selbst vorgeht. So gehört mir die Schönheit der Nacht allein.

Nun sitzen wir wieder im Zimmer, und endlich spricht Corinth: „Was meinst du, Petermannchen, wird morgen wieder Sonnenschein sein?“ Aha, da ist es heraus! Während sich die tiefe Nacht um ihn her in Schönheit verschwendet, bemerkt er nichts davon. Vor ihm ist deutlich der Sonnenschein des heutigen Vormittags und ein Bild, das sich in ihn eingebrannt hat. Nun entspinnt sich folgender ziemlich typischer Dialog:

„Na also, was meinst, wird morgen Sonnenschein sein?“ Ich (im Ton eines Lieferanten): „Zu wann brauchst du denn die Sonne?“ Ein leichtes Vergnügen blinkt schon auf in seinen blauen Augen: „Zu wann, tja, nun so gegen dreiviertel elf.“ „Und wie soll sie sein? Heiß und klar, oder dunstig, oder mit zarten Wölkchen, oder mit dicken Wolken, oder mit leichter Windbrise?“ „Nein, nein“, er ist ganz aufgeregt, aber sehr fröhlich, „doch kein Wind, ich brauche doch einen ganz glatten (bitte ostpreußisch zu hören) Seespiegel.“ — „Du brauchst einen — willst du denn schwimmen gehen?“ — „Aber nein!“ Und nun hat er das hellste Vergnügen im Gesicht, denn nun kann er von seinem Thema sprechen. „Ich will doch ein neues Aquarell malen.“ — „Ich bin ja sprachlos.“ Er ist in bester Laune. „Na ja, merkst du das erst jetzt!“

„Übrigens, was meinst du, ob noch von dem schönen Aquarellpapier was da ist?“ Da hilft mir nichts, ich muß meiner Faulheit einen Ruck geben und stecke einen Bogen Aquarellpapier mit Reißnägeln auf einer Pappe fest. Corinth ist ganz entzückt davon. „Ach, das sieht doch wundervoll aus, wundervoll, möchtest das da gegen die Stuhllehne stellen?“ Nun steht das weiße Papier ihm gegenüber, und er redet kein Wort mehr. Er raucht und schaut aufs Papier, ernst und ruhig, ganz tief versonnen. Inzwischen besuche ich die schlafenden Rosen, bewundere die Leuchtkäfer und atme die starke Luft, die nachts von den Bergen kommt.

Corinth sitzt da immer noch still, bis die Zigarre aus ist, dann seufzt er schwermütig: „Ach Gott, wenn nur das Aquarellieren nicht so schwer wäre, so naß — und überhaupt. — Na, aber, ich denk, ich werd's schon kriegen. Was meinst? Ja, na, und du meinst, daß bestimmt die Sonne scheint?“ Und so geht er schlafen oder träumt im Dunkel weiter von der Sonne, dem Wasserspiegel und seiner neuen Arbeit.



Rosa Rosen, 1917

Paul Fechter über Lovis Corinth

Man empfand immer deutlicher, daß dieser Ostpreuße nicht nur das stärkste, unmittelbarste, sondern zugleich das feinste, fast war man versucht zu sagen, das kultivierteste Talent seiner Generation und mehr als nur ein Talent gewesen war. Er besaß die Faust des östlichen Menschen und seinen Mut zum Wirklichen; er besaß aber auch die östliche Sehnsucht nach den leichten, feinen Seiten des Lebens . . .

RUTH MARIA WAGNER

Lovis Corinth aus Tapiau

„Die große Kunst hat nur ein einziges Vaterland: Den Himmel, in dem die göttliche Kraft von Ewigkeit zu Ewigkeit waltet.“ — Dies Wort von Lovis Corinth könnte als Richtschnur seines Schaffens gelten. Und doch war er auch der irdischen Heimat verbunden; ein Leben lang hat er sich zu ihr bekannt. In seinen Lebenserinnerungen wie in anderen schriftstellerischen Arbeiten, in Gesprächen und nicht zuletzt im Kreis der Familie gab er sich ganz als Ostpreuße und bekannte sich zu seiner Herkunft aus der ländlichen Kreisstadt am Pregel, die ihn geprägt hatte wie das Elternhaus.

Als er längst ein anerkannter Künstler war, besuchte er mehrfach die Heimat. 1917 verlieh ihm seine Heimatstadt das Ehrenbürgerrecht, die Albertus-Universität in Königsberg erkannte ihm den Ehrendoktor der philosophischen Fakultät und den Ehrentitel „Magister der freien Künste“ zu. Auch in seinem Werk sind ostpreußische Motive zu finden, obwohl er bereits in jungen Jahren die Heimat verließ. „Warm und liebevoll klang seine Stimme, wenn er von seiner Heimat sprach . . .“ berichtete seine Frau Charlotte, „sie war ihm das Unverlierbare, der Nährboden — aus ihr zog er seine Kraft . . .“

So malte er seine Heimatstadt und ihre Ratsherren, so entstanden mehrere Porträts und Zeichnungen seines Vaters und Großvaters. Als religiöses Kunstwerk von Weltrang schuf er 1910 das Golgatha-Triptychon, das als Altarbild in seiner Geburtsstadt hing, das beim Russeneinfall 1914 gerettet wurde und dessen heutiges Schicksal unbekannt ist.

Als Sohn eines Lohgerbermeisters war Lovis Corinth am 21. Juli 1858 in Tapiau, östlich von Königsberg, zur Welt gekommen, zu Beginn der Roggenernte, wie er später oft erzählte. Der kleine ‚Lue‘, wie er zu Hause genannt wurde, stand später oft am Fenster, wenn seine Mutter am Spinnrad saß, und schnitt aus Papier Pferde und Menschen. Schön war es, wenn der Vater von seinen Reisen dem Jungen festes Papier mitbrachte. Die Fleischer und Bauern, die mit dem Vater zu tun hatten, bewunderten die Kunst des kleinen Corinth; wenn die Frage auftauchte, was er denn einmal werden sollte, pflegte die Mutter zu antworten: „Tepper! Dann kann he Bloome op de Schiewe moale . . .“

Nun, Blumen hat er später auch oft und gern gemalt, allerdings nicht ‚op Schiewe‘. Aber es war noch ein langer und schwerer Weg zur Kunst, den der Junge vor sich hatte — nach der Schulzeit am Kneiphöfischen Gymnasium in Königsberg. Elf Jahre lang hat Lovis dann gelernt, was es für einen Maler jener Zeit in Europa zu lernen gab. Königsberg, Berlin, München, Antwerpen und Paris waren die äußeren Stationen.

Schon früh prägte sich der eigenwillige Stil des Künstlers aus; er arbeitete auch in den späteren Jahren daran, diesen seinen Stil zu vervollkommen. Es genügte ihm nicht, Landschaft, Mensch, Tier und Blume nur abzubilden. Er strebte danach, die höhere Wirklichkeit zu erfassen und abzubilden, die hinter allem Leben steht. In einem Wort, das er kurz vor seinem Tode schrieb, hat er als etwas Neues bezeichnet, was er gefunden habe: „Die wahre Kunst ist, Unwirklichkeit zu üben . . .“

Als Lovis Corinth 1901 in Berlin eine Malschule eröffnete, wurde Charlotte Berend seine erste Schülerin, zwei Jahre später seine Frau, seine Muse, sein

Modell. ‚Petermannchen‘, wie er sie liebevoll nannte, wurde dem schwerblütigen, dabei vitalen und empfindsamen Künstler zum guten Geist — im Leben wie in der Kunst. „Mit jedem Pulsschlag denke ich an ihn, der die Mitte meines Lebens war ...“, schrieb sie nach seinem Tod. Die Kinder Mine und Thomas hat Lovis Corinth oft gemalt, ebenso seine Frau. Sie war es, die ihm mit dem Erwerb eines Landhauses am Walchensee nach seinem Schlaganfall eine neue künstlerische Heimat schuf; hier entstanden herrliche Bilder der Landschaft, die seinen Welt-
 rühm festigten.

Der Ostpreuße Lovis Corinth war ein Künstler von hohen Graden, von einer inneren Wahrhaftigkeit und Kompromißlosigkeit, wie sie selten zu finden ist. So sagt Hans Conrad Röthel in der Einführung zu dem großen Werkkatalog, den Charlotte Berend-Corinth zum 100. Geburtstag des Meisters 1958 vorlegte: „Corinths Stellung in der deutschen Malerei seiner Zeit ist . . . einzigartig. Er gehört ebensowohl dem 19. wie dem 20. Jahrhundert an. Er ist der Brücken-
 Pfeiler, der die Vergangenheit mit der Zukunft verbindet . . .“

Am 17. Juli 1925, auf einer Reise durch die Niederlande auf den Spuren der großen Maler jener Landschaft, schloß Lovis Corinth in Zandvoort für immer die Augen. Ein großer Künstler und Mensch verließ diese Welt, dessen Wirkung auf die Entwicklung der Malerei auch nach seinem Tode kaum abzuschätzen ist, dessen Werke in den Museen in aller Welt zu finden sind und noch heute auf dem internationalen Kunstmarkt zu hohen Preisen gehandelt werden. Ein Mensch, der sich zeit seines Lebens seines Ursprungs bewußt war.



HERBERT EULENBURG

Die glücklichsten Jahre

Im Jahre 1917 schrieb Herbert Eulenburg in launiger Weise in seinem Buch „Lovis Corinth — Ein Maler unserer Zeit“:

„Die glücklich angespinnene Ehe mit seiner Meisterschülerin Charlotte Berend setzt ein schönes jubilierendes Ausrufungszeichen auf diese üppige Schaffenszeit des Meisters. Es sind sicher die glücklichsten Jahre im Leben Corinths gewesen, diese ersten Ehejahre, da er nicht müde wird, der Welt mit seinem Pinsel zu erzählen, was für eine prachtvolle Frau sich „in einen solchen Büffel, wie er ist“, vergafft hat. Er malt sie und sich mehrmals nebeneinander, um es sich recht klar zu machen, das stolze Gefühl: „Sie ist Deine, sie ist Dein.“

Die Bilder aus jenen Jahren, in denen er Ehemann und bald darauf auch Vater wird, in denen „Sie“ als sein besseres Selbst für sein Haus und „seinen Fraß“ sorgt, sie strotzen wie die Kindheit des Zeus (Titel eines viel bewunderten Gemäldes von Lovis Corinth) von Kraft und Daseinsgefühl. Nie scheint er seinen beiden Ahnen in der Malerei, dem Verherrlicher des Fleisches Rubens, und dem kühnsten Porträtisten, Frans Hals, den beiden großen Flamen, verwandter als damals . . .“

CLAUDIA HOFF

Ein Maler bezwingt die Zeit

Von Raum zu Raum geht ein Sog; die Bilder sind ein Meer, verschattet zuerst von der tiefstehenden Sonne des Morgens, dann voll Glanz und Helligkeit, auch dem aufrauschenden Pathos der Mittagsglut, am Abend schwer und voll, rollend in Gold und Blau und dem triumphalen Rot des abschiednehmenden Lichts, der großen strahlenden Müdigkeit, Leuchten aus Heimgang und Tod. Sie sind naturalistisch wie springende, zerstückende Wogen und träumend und mythen-schwer wie die konturlose, unabtastbare Flut. In der Zeit, sind sie außer ihr. Das ist der erste Eindruck, der sich bei wiederholtem Betrachten verstärkt, ein aus Kraft und Ohnmacht, aus Rausch und Depression, aus Krankheit, heraufdämmerndem entscheidendem und erleuchtendem Wissen herausgeschleudertes Werk, und es ist die Antwort auf die gespannte Frage: wie wirkt Corinth heute? Der Rätselhafte und Problematische, der Umstrittenste unter den Zeitgenossen, die peitschende Naturgewalt zwischen dem bürgerlich-distanzierten Liebermann, dem zeitverhafteten Slevogt, wirkt hundert Jahre nach seiner Geburt, eine Generation nach seinem Tod, unmittelbar wie Tizian und Rembrandt. Das spricht gegen jede Verengung und Etikettierung seines Werkes, die man vorgenommen hat, einmal zugunsten des sogenannten deutschen Impressionismus und, als da sein Alterswerk nicht unterzubringen war, zugunsten des Expressionismus, mit dem Corinth stilistisch nichts zu tun hat.

Da das Genie nicht nur sich selbst, sondern Publikum braucht, um Genie zu werden, wird das Geniale an Lovis Corinth erst langsam und mit der Zeit erkannt und genannt werden.

(Aus einer Kritik über eine Ausstellung von 75 Gemälden von Lovis Corinth im Charlottenburger Schloß in Berlin 1959.)

Toon Koornaust

Als ich als fünfjähriger Knirps zum ersten Male in der Schule gewesen war, lief ich auf meine Eltern zu und fragte sie: „Wann ist denn mein Geburtstag? Der Lehrer will es wissen.“ Meine Mutter lachte und gab mir zur Antwort: „Segg, toon Koornaust!“ Ich sah sie verduzt an und war nicht klüger als vorher. Erst viel später reimte ich es mir zusammen, daß die Bauern und einfache Leute wichtige Ereignisse relativ miteinander bezeichnen.

So wurde denn mein Geburtstag stets mit einer Roggenernte verbunden oder umgekehrt. Heute mache ich mir aus jener Äußerung eine ganze Geschichte:

Am 21. Juli 1858 war alles gerüstet, am frühesten Morgen auf das Feld zu gehen. Da jedenfalls das schönste Sommerwetter war und alles Gute auf die Ernte, wie auf die Geburt zu weisen schien, so wurden, um die Arbeit schneller zu beendigen, alle Menschenkräfte verwandt, über die man verfügte. Deshalb war wohl meine Mutter in ihrer schweren Stunde beinahe allein, und Haus und Hof war still, wie ausgestorben. Als alle wieder abends in das Haus zurückkehrten, war wohl der neue Weltbürger bereits da. Gesund und wohlgeboren mußte ich sein, denn verhältnismäßig früh, den 8. August, wurde ich in der kleinen Stadtkirche zu Tapiau getauft.

Ich erhielt den Namen: Franz Heinrich Louis Corinth. Mein Vater war Bürger von Tapiau und meine Mutter eine geborene Buttcher, verwitwete Opitz. Mein Pate war außer den Geschwistern meines Vaters der Kaufmann William Bauer, welcher an der Deime eine Dampferstation nebst einem Kolonialwarenladen inne hatte.

Ich schiebe den Vorhang beiseite, und wir sehen ein kleines ostpreußisches Städtchen. Kleine Leutchen gehen geschäftig ihrem Werkeltag nach; sie glauben, daß der liebe Gott das ganze Weltall expreß für sie allein gemacht hat.

Als Kind war ich für die Menschen, welche mit mir oder ich mit ihnen zu tun hatte — wie Kinder sein mögen — der Sonnenschein des Hauses gewesen. Die Arbeiter und Tagelöhner, welche von meinen Eltern gehalten wurden, gingen ihrem Tagewerk mit ernsten und düsteren Mienen nach. Sie erhellten sich aber, wenn sie mich auf dem Hof hantieren sahen, und wenn sie mir zuriefen: „Na Luke, wat deihst du denn da?“

Oft stand ich im Gehöft an der hinteren Haustüre auf einem Absatz, welcher mit drei kümmerlichen, ungleichen und steinernen Stufen in den Hof führte. Darauf wimmelten schnatternde Enten und gackernde Hühner, ab und zu balancierte eine Katze vorsichtig über das feuchte Steinpflaster. Außerdem hatte der Hof fünf nahe aneinanderliegende Lohgruben, zwei Kalkgruben und mehr nach der Mitte zu eine große Sumpfgarbe. Meistens stand vor jeder Grube ein Gesell, der Leder herausfischte, mit Lederschurz und langen, bis zu den Hüften reichenden Transtiefeln. Er prüfte den Werdegang zum fertigen und gebrauchsfähigen Leder; denn mein Vater war Gerbermeister und gehörte zu den „Reichen“, was ich von meinen Spielkameraden oft genug höhnen hörte, deshalb hielt ich es damals noch für schimpflich, reich zu sein. Zuletzt war er sogar Ratsherr geworden, und als ich diesen Titel, von der Mutter, vielleicht heimlich in stiller Stunde prahlerisch ausgesprochen, gehört und ihn wiederholt hatte, erhielt ich von ihr eine solche Tracht Prügel, daß mir die Lust, diesen Titel weiter zu nennen, für immer verging.

War ich entlang den Gruben gegangen, so schwenkte ich rechts von der Sumpfgarbe ab, am Kuhstall und Schafstall vorbei, und ich traf auf die allergrößte Grube, welche mit trockener Lohe bis oben herauf ganz zugeschüttet war. Hier hatte man mich hineingehoben, als sie ganz leer war und dieselbe gefüllt wurde mit je einer Schicht Lohe und einer Schicht Leder. Daran reihte sich ein baufälliger, grünbemooster Bretterzaun, mit einem großen viereckigen Holzstoß aufgeschichtet, der zum Heizen für den Winter dienen sollte. Die zweite Hälfte des Hofes war für die Landwirtschaft reserviert; mein Vater führte nämlich neben der Gerberei, wie dies oft in den kleinen Städten der Fall ist, einen größeren Ackerbetrieb. Deshalb standen hier eingengt Wagen bei Wagen; zur Zeit der Ernte war kaum Platz für die vielen langen Erntewagen, oder wie sie dort genannt wurden: „Austwagen.“ Das Haus, welches den Hof flankierte, enthielt den Pferdestall und Kuhstall und dazu in einer Ecke einen großen Misthaufen.

Durch den vorher erwähnten Bretterzaun führte das schief in den Angeln hängende Tor zu dem hochgelegenen Ufer des Flusses, welcher hier zum Kurischen Haff vorbetrieb. Auf ihm verkehrten viele Reisekähne, auf denen die Kahn-schiffer, mit langen Stangen längs dem Ufer entlang schiebend, mit Schimpfen und Schreien ihre Kameraden anfeuerten. Dieses Ufer war grün von spärlichem Unkraut: Löwenzahn und graues Bilsenkraut mit ekelhaft duftenden violetten Blüten wuchs dort. Das Ufer der anderen Seite erschien grüner, und wir konnten leicht mit einem Stein hinüberwerfen. Auch lag an abschüssiger Stelle des Ufers ein Floß, auf dem meistens ein Gerbergeselle fleißig die Felle von der beizenden Lohe oder vom Kalk durch Hin- und Herschwenken im Wasser sauber schälte. Im Winter haute er eine Wuhne in das dicke Eis und steckte zur Warnung für offenes Wasser eine Stange mit einem Strohwisch hinein.

Oft beobachtete ich von dem früher geschilderten Treppenabsatz das „Leben der Natur“, wie es ungeschminkt von den Tieren in dem Hofe gepflegt wurde. Lachen erschallte aus der Küche, die ganz nahe an dem Treppenabsatz war, wenn ich um Hilfe rief, sobald der Hahn ein Huhn trat.

Manchmal tobte ich auf dem Hofe herum und fing Sperlinge. Die Salzbüchse in der Hand, versuchte ich mit aller Geschicklichkeit und aller Mühe, Salz „auf den Zigel“ der Sperlinge zu streuen.

Der Hof war meine kleine Welt. Mit den arbeitenden Gesellen unterhielt ich mich. Ich war immer an der Sumpfgarbe zu finden, wenn ein Tagelöhner von den rohen Fellen die Schwänze, Klauen und Hörner herauschnitt, als erstes Stadium für den Werdegang zum fertigen Leder. Oft schnitt der Arbeiter Stücke rohen Fleisches heraus und warf es den gierig wartenden Katzen zu. Dabei entstanden wohl zwischen dem Steinpflaster blutige Pfützen, aus denen die Hühner dann begierig tranken. In der Nähe war hier das Gebäude, in welchem der Pferde- und Kuhstall war. Im Pferdestall stampften unruhig vier Füchse und zwei Braune hin und her. Die Pferde kannten mich wohl und behandelten mich ohne den geringsten Respekt ebenso wie mein Lieblingsknecht, welcher alle Tiere mit Namen nannte. Ich war nicht wenig verwundert, als mein Lieblingsknecht mit meinem Vater einen böartigen Streit hatte, und als sein gutmütiges Gesicht sich in ein böses, widersetzliches Mienenspiel verwandelte. Er sollte betrunken gewesen sein, und in diesem Zustande verstand eigentlich meine Mutter den Männern am besten den Kopf zurechtzusetzen.

Meine erste positive Erinnerung fand mich am frühen Morgen auf dem Rücken eines nervösen und beweglichen Pferdes. Mit beiden Kinderhänden hatte ich



Kuhweide, 1903

mich ohne Furcht in der gelben Mähne festgeklammert, auch hielt mich wohl einer meiner Halbbrüder desto sicherer oben fest. Dieses Tier war mit mir gleichaltrig und war ein dreijähriger Hengst. Mein Vater hatte ihn eben neu auf dem Insterburger Pferdemarkt gekauft, und jetzt sollte er sich erst in seiner neuen Umgebung eingewöhnen. Von da ab hielt mich der Stall in seinem Bann. Sechs Füchse standen da, und mit ihnen wurde ich bald intim bekannt. Alle Augenblicke bat ich, daß man mich aufsetzte. Den Weg vom Wagen nach dem Stall legte ich reitend zurück. Einstmals, als das Tier unter mir gescheucht wurde, setzte es mich unsanft auf die Erde. Den nächsten Morgen sah ich mich, wie mein Vater, meinen Kopf sorgsam an seine Brust gelegt, in wiegendem Schritt auf und ab ging. Der Gefahren waren viele, die mich bedrohten.

Eine nächste Erinnerung taucht in mir auf, wie ich zwischen den Lohgruben mit einem Stöckchen spazieren ging. Ich maß nun eifrig die Tiefe der Gruben und neigte mich solange herab, bis ich — plumps — in eine hineinfiel. Ich zappelte aus Leibeskräften in dem braunen Wasser herum und schrie: „Au Otte! Au Otte!“ Ein Spielkamerad hockte an der Hintertür und sah meinem Treiben gespannt zu. Endlich lief er doch mit der Nachricht zur Küche. Nun stürzten die Mägde und alles, was kochte und kochen half, schnell herbei und zogen mich, vielleicht noch im letzten Augenblick, heraus. Ich lag im Bett und wurde durch einen heißen Tropfen aufgeweckt, der auf meinen nackten Körper fiel. Meine Mutter erzählte dem Vater, welcher wohl vom Felde gekommen war, von dem

Unglück; ich sah meinen ausgestreckten Körper entlang, einige Stücke Borke waren noch kleben geblieben. Die Eltern liebten mich, und meine Mutter deckte mich stolz ganz auf und sagte: „Seh moal de lange Beene“ und deckte mich vorsichtig darauf wieder zu, damit ich, weiter schlafend, mich von meinem Schreck erholen konnte . . .

Wer zuviel wagt . . .

Wer nicht wagt, kommt nicht nach Wehlau, wer zuviel wagt, kommt nach Tapiau! Dieser Vers ist jedem Ostpreußen bekannt.*) Ich hatte so viel Wagemut, daß ich sogar das Licht der Welt in Tapiau erblickte. Breite Wiesenflächen lagen zwischen Pregel und Deime. Im Sommer wurde das fette Gras gemäht und nach den Scheunen gefahren. Im Herbst überschwemmten die Wiesen bis in den Winter und in das Frühjahr hinein. Es war nichts zu sehen als eine breite Wasserfläche, ein Dach und einige Bauerngehöfte. Diese ragten aus dem Wasser hervor. An dem östlichen Horizont konnte man mit bloßen Augen die Stadt Wehlau sehen. Man erkannte deutlich die blinkenden Fenster und die einzelnen Häuser. Im Hochsommer war Wehlau durch seinen großen Pferdemarkt berühmt. Russische und litauische Pferde wechselten ab mit Pferden aus den preußischen Gestüten. Der Markt wurde zu einem Volksfest. Die Tagelöhner und Knechte hatten sich bei ihrem Vermieten den Besuch des Wehlauer Marktes ausbedungen. Auch bei uns wurde es zu dieser Zeit lebhaft. Die Gesellen arbeiteten doppelt, und die Knechte packten den ausgetrampelten Raps in Säcke, verladen ihn mit samt den fertiggestellten Fellen auf extra starke Leiterwagen. Rungen, Deichsel und Wagenräder wurden sorgfältig nachgesehen, ob sie auch gut geschmiert seien. Feste Eisenreifen um die Räder wurden probiert, daß sie nicht bei der längeren Fahrt brechen konnten. Wenn alles demnach in Ordnung war, wurde ich als Hauptperson neben Vater und Mutter auf den Wagen aufgepackt, dann zogen die drei Füchse an und brachten uns bald auf die lange Chaussee, längs den Fichtenwäldern in mehreren Stunden nach Wehlau. Kurz vor Wehlau gelangten wir zu der wackeligen, langen hölzernen Brücke, von deren Überschreiten jenes Lied klingt und der Wagemutige gepriesen wird. Diese Fahrt zum Städtchen hatte etwas Mittelalterliches: Bettler, Krüppel standen entlang dieser Holzbrücke, während unten der Pregel (oder vielleicht ist es auch die Alle) mit ruhigem Wasser vorüberglitt. Meine Mutter griff, freigiebiger als sonst, nach ihrer ledernen Geldtasche und verteilte abergläubisch links und rechts an die Bedürftigen Kupfergroschen und Pfennige. Endlich kamen wir in die Stadt. Wir fuhren durch das „Steinerne Tor“, auf welchem Störche seit Jahr und Tag ein Nest gebaut hatten.

Wir gelangten durch einzelne schmale Gassen zu unserem verabredeten Absteigequartier. Hier stürzten sich Händler und Unternehmer auf die Ware mit gierigen

*) Das Sprichwort von dem zuviel Wagenden, der nach Tapiau kommt, hat in Ostpreußen nicht nur den Sinn, daß er, die Brücke passierend, in den Pregel fallen und nach Tapiau stromab getragen werden kann, sondern den Nebensinn, daß der Springinsfeld leicht nach Tapiau in die Besserungsanstalt gelangt.

Händen, und mein ruhiger Vater konnte sich kaum vor ihrem heftigen Anprall wehren. In kurzer Zeit wurden die Felle verkauft, und mein Vater fuhr noch zur Ölmühle „Pinnau“, um den Raps, der bereits dort übernommen war, abzuwiegen und in den Speichern zu verladen. Nun kam auch an uns die Reihe, sich zu amüsieren. Mein Vater zog sich in die befreundete Gastwirtschaft zurück, deren Wirt ein guter Bekannter aus seinen Soldatenjahren war. Meine Mutter nahm mich unter ihre Fittiche, um die Schönheiten des Marktes anzuschauen. Wir wanden uns durch den Trubel, sprangen zur Seite vor flüchtigen Pferden oder betrunkenen Menschen.

Nun waren wir im Herzen des Marktes „Ob de Schanz“, das ist ein Überbleibsel aus der Schwedenzeit, wie man überall in Ostpreußen derartig benamste Befestigungen findet. Auf dieser Höhe reihen sich Buden aller Art. Thorner Pfefferkuchen- wechselten mit Schieß- und Würfelbuden ab. Ich war nicht wenig stolz, als mich die schönen Mädchen animieren wollten mit den Worten: „Junger Herr sollten auch einmal sein Glück versuchen.“ Aber wir kauften nur in Unmassen

Reiter mit Diener und Hund, 1910



Kathaschinchin*) und Steinpflaster. Große Buden mit Musik, erschrecklichen Anpreisungen und Bildern, Seejungfrauen und Menschenfressern, „Der Sturm auf die Düppeler Schanzen“ oder „Angriffe zur See auf Alsen“.

Wir verließen auch die ganze „Schanz“. Wir gingen zum Fluß hinab zu den Kähen, in denen Elbinger Käse feilgehalten wurde. Die Händler priesen den Käse, welcher groß wie unsere Wagenräder war, an. Sie hatten ein Hohleisen und stachen in die fette Masse, schoben die Hälfte heraus zum Probieren, während sie mit dem Rest die Öffnung schlossen und verschmierten. Nach langem Feilschen und Handeln, Fortgehen und Wiederkommen hatten wir nun endlich einige von diesen Rädern erhandelt und zogen, beladen mit allem Erworbenen, aber vergnügt zu unserem Wagen und traten dann die Heimfahrt an.

Wir kamen dann zu nachtschlafender Zeit zu Hause an, wo ich sofort in das Bett getan wurde. Dieses war meine erste Reise in die Welt hinaus. Ich entsinne mich, daß ich Vergleiche bezüglich der landschaftlichen Schönheiten beider Städte anstellte, aber sie fielen schon damals zugunsten meiner Geburtsstadt aus. Die weiten Flächen, die ich schon rühmte, wurden bei uns durch „Höhenzüge“ unterbrochen; namentlich die Stelle, wo die Deime aus dem Pregel in das Kurische Haff geht, schien am interessantesten zu sein.

Hier setzte zugleich ein Prahm zum Bahnhof über. Der Prahm zog die schwersten Lastwagen; er hielt am anderen Ufer. Hier wohnte der Fischpächter und Aufseher der Uferanlagen, der Bühnenmeister Herr Spiek. Eine Zeitlang waren wir mit ihm übers Kreuz. Durch meinen Halbbruder Franz, welcher von allen Stiefgeschwistern der geschickteste und intelligenteste war, kam ein neuer Erwerbszweig in unsere Wirtschaft. Die Wiesen nämlich, welche regelmäßig zum Frühjahr überschwemmt, gehörten zum größten Teil uns selbst. Nun lag dem Franz der Gedanke nahe, dort im Winter das Eis aufzuhauen, um eine Fischerei zu betreiben. Er verschaffte sich Netze und Ruderboot und hat tatsächlich unsere ganze Wirtschaft oft mit Fischen, Hechten, Barsen, Bressen, Zander und Weißfischen versorgt. Einstmals war ich so naseweis, daß ich einen Finger in das schnappende Maul eines Hechtes hineinsteckte. Unter Gekreisch und angstvoller Heulerei konnte ich noch mit knapper Not aus dem stacheligen Gebiß des Fisches befreit werden. Bei der freien Fischerei begehrte nun Meister Spiek „ob jen' Siede“ auf. Aber da mein Vater im ganzen entgegenkommend und beliebt war, wurde die Angelegenheit für beide Teile beglichen.

Mit allen Bürgern der Stadt stand mein Vater sich ausgezeichnet, nur mit seinem Nachbarn, der auch noch unglücklicherweise dasselbe Handwerk hatte, lag er in ewiger Feindschaft. Das hinderte mich aber nicht, mit den gleichalterigen Jungen jenes Hauses Freundschaft zu üben, und meine Eltern schienen zu unseren freundschaftlichen Beziehungen beide Augen zuzudrücken.

Jedoch schien es meinem Vater nun an der Zeit, obgleich ich die Volksschule zur Hälfte durchgemacht hatte, daß ich „ob de Hooge School noa Königsberg“ kommen sollte. Im neunten Jahr meines Lebens kam ich nach Königsberg, mein freies, glückliches Leben war damit abgeschlossen. Vernunft und Klugheit kamen an die Reihe. Es galt jetzt, einen ganz neuen Menschen anzuziehen. In meinem

*) Die heilige Katharina, die den Thorner Honigkuchen den Namen gab, würde sich unter der ostpreußischen Bezeichnung „Kathaschinchin“ kaum wiedererkennen.

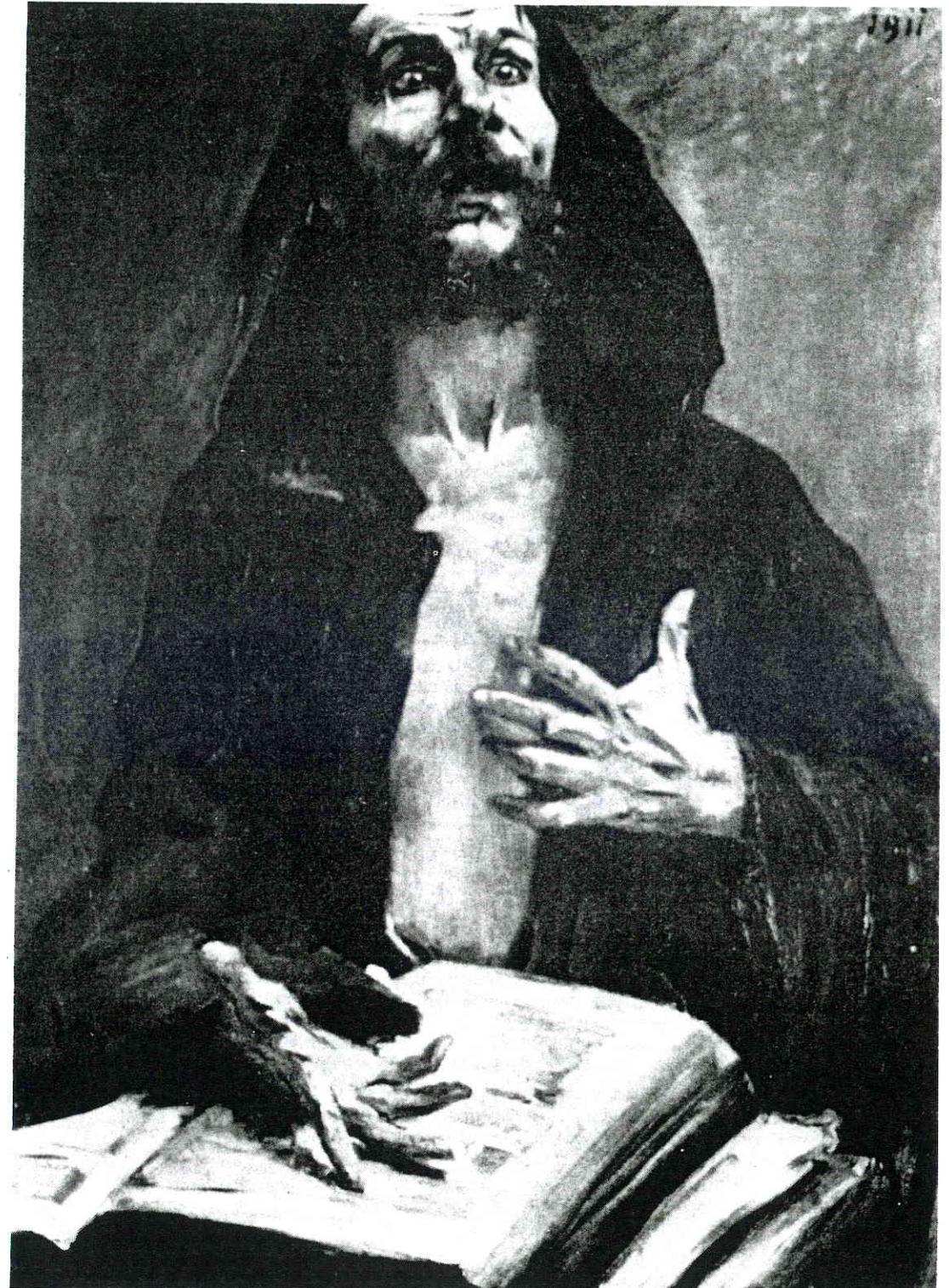
Elternhause wurde nur das Plattdeutsche gesprochen, deshalb wirkte der bäuerliche Dialekt auf meine Mitschüler auf das allerkomischste. Sie wälzten sich vor Lachen, als z. B. der Lehrer nach meinem Namen fragte und ich „Lue Kariend“ antwortete. Ich hatte wohl die Erkenntnis, daß ich mit dem Plattdeutschen ganz aufhören müßte und mich des Hochdeutschen ganz zu befleißigen hätte. Und siehe! Kaum war ich zwei Monate in der Schule, so dachte ich schon „rein hochdeutsch“.

Aber andere Sorgen kamen: Ich behielt die langen Jahre hindurch stets ein böses Gewissen in den Schulstunden. Ich war froh, die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen zu erhalten und das Gymnasium nun zu verlassen — zu meiner Freude und zur Freude der Lehrer, welche mir stets verständnislos gegenüberstanden.

Nun kam mein Arbeiten und mein Streben für meine Kunst in der Akademie in Königsberg. Auch die Sorge und der Zweifel, ob ich in der Kunst mein Ziel erreichen werde. Sie sind geblieben bis auf den heutigen Tag. So ist das Leben!

Der Fanatiker, 1911 ▶

Bild des Vaters Franz Heinrich Corinth, 1881



Begegnungen mit Lovis Corinth

Man muß am Anfang dieser Künstlerlaufbahn, die von Tapiawald bis zum hohen Olymp reicht, gestanden haben, am niedrigen, kommoden Vaterhaus an der Deime, muß die kräftige, würzige, nach Wasser, Erde und Wiesenheu duftende Luft über der unendlich weiträumigen östlichen Landschaft geatmet haben, um zu wissen, wo die Wurzeln einer solchen starken und kraftvolles Leben verherrlichenden Kunst verankert sind. Wer das Glück hatte, diesem Großen persönlich zu begegnen, wird wohl haben bekennen müssen, wie das der Dichter Fritz Kudnig bei der Begegnung mit Nehrungsfischern tat: „Und kommst du an einem Vorüber, dann wirst du so klein — dann weißt du erst, was es heißt, ein Kerl zu sein.“ Ja, Meister Corinth war so ein Kerl. Und nicht nur sein überragendes Werk, sondern auch seine Persönlichkeit ist ein Hymnus auf eines der allerschönsten deutschen Länder: auf Ostpreußen. Was die Werke der Malerei und Graphik von Lovis Corinth in die Reihe der Schöpfungen der Meister rückt, ist „ihr festes Leben und Männlichkeit, ihre innere Kraft und Ständigkeit“. Seine Bilder sind der Ausdruck seines eigenwilligen Charakters, seiner Urkraft, die, nicht geschwächt durch eine überfeinerte Zivilisation, sich verströmen konnte. Meine erste Begegnung mit Lovis Corinth fand im Atelier des Malers Domscheit, eines der besten ostpreußischen Maler, in der Staatlichen Kunstakademie zu Königsberg statt; sie lag damals noch in der Königstraße. Es war ein von Corinth korrigierter und übermalter Studienkopf, den Domscheit in Berlin gemalt hatte, in dem ich dem großen Meister begegnete. Domscheit war auf dieses Kleinod sehr stolz, es war für ihn ein hundertprozentiger Corinth, von Domscheits Malen war wohl auch nichts mehr sichtbar. Rührend, wie Domscheit diesen ‚echten‘ Corinth behütete, wie er seinen Meister anbetete.

Der Kunsthändler Otto Hermann Claab, ein Verehrer der Kunst unseres Meisters, hatte es durch persönliche Beziehungen zu seinem „Freund Loovis“ zuwege gebracht, sehr bedeutende Werke Corinths zu erwerben und der Stadt Königsberg zum Kauf anzubieten. Leider kam es nicht zum Ankauf dieser ersten Stücke, es fehlte den zuständigen Stellen an Initiative und Verständnis.

Wir Jungen konnten immer zu Claab kommen, der sich über unser Interesse freute und uns allerlei Spaßiges von seinem „Freund Loovis“ erzählte. Seine Begeisterung für Corinths Malerei war grenzenlos. Er besaß: ‚Die Blendung Simsons‘, ‚Die Totenklage‘, den entzückenden kleinen weiblichen Halbakt (später Museum Danzig), in Paris gemalt, den ‚Schlachthof‘, Porträts, herrliche Akte, Stilleben, Blumenstücke und noch vieles andere, Lithos und Radierungen des Meisters, ganze Zyklen zu Friedrich dem Großen und Luther.

Otto Hermann Claab konnte alles ermöglichen, auch daß ich persönlich zu Corinth kam, und das war so: „Und denn fahren wir zusammen zu meinem Freund Loovis, meine und Ihre Frau kommen mit, nanu!“ Wir fuhren nach Berlin, die Fahrt war lustig, Otto Hermann immer aufgeräumt und unterhaltend, der obligate

Rotspon für den alten Knaben fehlte auch nicht. In Berlin hatte ich meine Bedenken, einfach ohne vorherige Anmeldung Corinth zu besuchen. „Aber selbstverständlich, nanu, mein Freund Loovis, zu jeder Zeit!“

Meine Bedenken waren nur zu berechtigt; dieser unangemeldete Besuch (und gleich mit der Tür ins Atelier zu fallen!) war einfach eine unentschuld bare Taktlosigkeit. Corinth war sehr aufgebracht, ich war erschüttert. Ich kannte den Meister noch als gesunden Mann, als er einmal in Königsberg aus seinen Schriften las; ‚Künstlerlegenden‘ und vom Erlernen der Malerei. Jetzt stand er vor mir, am ganzen Körper bebend, der vom Schicksal hart getroffene Corinth, der diesen Schlag erleiden mußte, um uns Werke seines Alterstils zu hinterlassen. „Sie müssen das doch am besten wissen, wie einem zumute ist, wenn man ein Modell erwartet, arbeiten will und dann Besuch bekommt!“

Ach, kein anderer konnte das so gut verstehen. Eine schlimme Situation, wir standen buchstäblich wie begossene Pudel da. Während der Meister dunkel und schwer den Rahmen der Ateliertür füllte und uns abkanzelte, strahlte mir aus dem Atelierraum eine Fülle leuchtender Malerei entgegen, das mächtige Werk des vitalen Schöpfers, wie ich es sonst nirgends so packend gesehen habe. Corinth verwies uns in das Atelier seiner Frau, und sie errettete uns aus einer fatalen Lage, indem sie uns zu sich ins Atelier nahm. Aber zunächst mußte Otto Hermann auch hier eine scharfe Epistel über sich ergehen lassen. „Ach Herjees, Marieche“ (seine Frau), „nanu, mein Freund Loovis!“ Dann glätteten sich die Wogen. Frau Charlotte Berend-Corinth war sehr freundlich; und auch hier — Welch ein Glück, solch eine Fülle ihrer Arbeiten sehen zu dürfen!

Die dritte große und schönere Begegnung mit dem verehrten Meister war die anlässlich seines Besuches zu der Eröffnung einer Corinth-Ausstellung in den Kant-Jubiläumstagen 1924 in Königsberg. Die Ausstellung fand im Oberlichtsaal des Stadthauses am Hansaring statt. Corinth hielt bei der Eröffnung eine Ansprache, in der er auf die Bedeutung Kants für das Geistesleben der ganzen Welt hinwies. Nach der Eröffnung der Ausstellung gab sich der Kunsthändler Riesemann die Ehre, den Meister zu seinem Lieblingsgericht: Erbsenpüree mit Sauerkraut und Schweinefuß, zu sich einzuladen. Auch Otto Hermann Claab und seine Frau, das Ehepaar Linthaler und meine Frau und ich nahmen an diesem Festessen teil.

Corinth war vergnügt, wir anderen glücklich. Als er einmal von seinem Teller aufblickte, gewahrte er im Nebenzimmer das Porträt, das ich von Herrn Paul Riesemann gemalt hatte. Er betrachtete es eine Weile und fragte dann: „Wer hat das Bild gemalt?“ Ein zustimmendes Kopfnicken machte mich sehr froh.

Am Abend des folgenden Tages hatte der Meister die Königsberger Künstlerschaft zu einem Bierabend in den Marmorsaal des Hotels ‚Berliner Hof‘ geladen. Er begrüßte die Anwesenden mit einem Zutrink. Maler Eduard Anderson, der Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums war, erwiderte als Senior der Künstler in humorvoller Art diese Begrüßung. Rechtzeitig wurde Corinth von seinem Sohn Thomas an das Zubettgehen erinnert. Der Meister erhob noch einmal sein Glas: „Na, denn Prost dem schäbigen Räst!“ Das sollten seine Abschiedsworte für immer für uns werden. Corinth starb 1925 in Holland.

Lovis Corinth ist durch seine Werke unsterblich geworden. Es sind immer wieder persönliche Begegnungen mit ihm, wenn wir vor seinen Bildern stehen, so sehr sind sie sein Geist, sein Wesen, seine Kraft. Und jedes Stück seiner hinreißenden



Rudolf Rittner als Florian Geyer, 1906

Malerei, die wir auch hier im Westen bewundern können, ist uns Ostpreußen ein Stück Heimat, eine Gewißheit des Sieges des Lebens. Wer könnte unser Selbstgefühl mehr stärken, uns besser trösten als Lovis Corinth?



ROLF BURCHARD

Bildbeschreibung „Ostern am Walchensee“

gemalt 1922, Format: 60,5 x 80 cm

Aus später, aber sicher vertiefter Erinnerung an die heimatliche See entsteht in den letzten sieben Lebensjahren Corinths die weitgefächerte und wohl umfassendste Gruppe an Landschaftsbildern in der deutschen Malerei, die sich nur mit einem Thema beschäftigen. Gemeint sind die visionären Landschaften rund um den Walchensee, einem oberbayerischen Bergsee, an dessen Ufern sich die Corinths ein Landhaus bei Urfeld erworben hatten. Sowohl in den hellen Tagen des Sommers wie in den dunklen Wochen des Winters verläßt der Künstler die Großstadt, die ihren Reiz für ihn verloren hat, um sich mit seiner Frau Charlotte in jenes Refugium zurückzuziehen.

Von dem Fenster, von der Terrasse oder dem Garten seines Heimes aus bietet sich dem Maler alles Wesentliche dar, das er für seine Arbeit benötigt. Wie gewohnt malt er vor der Natur, im unmittelbaren Zusammenhang mit seinem ‚Sujet‘, und, wie er meint, nur das, was er sieht. Er malt indessen mit grenzenloser Hingabe. Rudolf Großmann, der ihn beobachtete, beschreibt sein Schaffen

folgendermaßen: „Wenn er arbeitet, reißt er die Augen weit auf, eine Wut packt ihn, seine Züge spannen sich, die Nüstern weiten sich, er ist so besessen von dem Eindruck, daß alles andere um ihn versinkt.“

Vergleichen wir die Wirklichkeit mit der Wiedergabe des Meisters, so finden wir in seinen Bildern die gleichen Häuser und Bäume, dieselben Matten und Hänge, die gleichen fernen Bergketten, denen wir bei einer Wanderung entlang den Ufern des Sees ebenfalls begegnen würden. Jedoch erscheint die Natur in der visionären Schau des Künstlers erhobener, gesteigerter, bewegter und rätselvoller. Es ist, als habe ein gewaltiger Sturmwind die Dinge aus ihrer schlichten Zuständlichkeit herausgerissen und ein heißer Atem sie zu einem besonderen, dionysischem Leben erweckt. Gewiß sind diese „Impressionen“ letztlich geheimnisvoll hervorgegangen aus der verzehrenden und tiefgründigen Zwiesprache mit dem Bergsee, doch erschöpft sich der Gehalt dieser späten Werke nicht in dem malerischen Reiz atmosphärischer Stimmungsbilder, sondern der Maler legt die lebendigen Urkräfte frei, aus denen die Natur sich bildet und sich geformt hat.

Jedes dieser Bilder ist trotz des gleichen Themas eine Welt für sich, schon deshalb, weil bei jeder neuen Arbeit ein besonderer Sehanlaß und Seinhalt die Phantasie des Künstlers erregt.

In unserem vorliegenden Bild ‚Ostern am Walchensee‘ wird der offene Blick auf den See durch das Gitter leicht begrünter Bäume die ursprüngliche Motivation gewesen sein. Sehr rasch und treffsicher sind die Farben pastos und stenogramm-artig aufgetragen worden. Dem kühlen und hellen Blau des fast klaren Frühlingshimmels antwortet das starkfarbigere und reichgestuftere Blau des Sees, welches nach den Randzonen des jenseitigen Ufers tiefer gestimmt ist, Widerspiegelung der düsteren violetten Hügelreihe, über die sich auf der ganzen Bildbreite von links nach rechts in weißlich-blauen Flecken, rhythmisch aneinandergespachtelt, eine schneebedeckte Bergkette entlangzieht. Der schmale Streifen einer halbverdorrten Grasnarbe, auf der da und dort frisches Grün herausleuchtet, bildet den Vordergrund. Diese vorwiegend horizontal gelagerten Farbflächen des Ausblicks werden aber jäh durch mehrere Vertikale der in unmittelbarer Nähe aufwachsenden Baumstämme überschritten, in dessen Gezweig noch Reste des bunten Herbstlaubes hängen, sozusagen unregelmäßig aufgesetzte Tupfer in Rostbraun bis Rot, dagegen Goldgelb im niedrigeren Buschwerk.

Man spürt, daß es dem Künstler darum ging, mit äußerster Raschheit den Eindruck einer sich stets wandelnden Natur festzuhalten, die an der Wende von Winter und Frühling steht. Durch den vorherrschend kühlen Farbklang, die nervöse Pinselarbeit, die abkühlende Atmosphäre will sich jedoch bei dem Betrachter nicht recht eine österlich heiter-gelöste Stimmung einstellen. Im Gegenteil, die starke und ausdrucksvolle Farbigkeit in ihrer expressiven und aufwühlenden Stilform deutet eher auf eine mehr depressiv als unbeschwert gelagerte Stimmungswelt des Malers. Das Gemälde dürfte zu den bekanntesten und bedeutendsten Landschaften aus Corinths Spätwerk gehören.

CHARLOTTE BEREND-CORINTH

So war Lovis

Lovis Corinths Wesen ist meinem Gedächtnis in voller Lebenswärme erhalten geblieben. In vielerlei Gestalt sehe ich ihn durch die Jahre 1901 bis zu seinem Tode 1925, und sie schmelzen alle zusammen zur Persönlichkeit eines Mannes, der sein voll erfülltes Leben meisterte. In ehrfurchtsvoller Bewunderung denke ich an ihn und in unverminderter Liebe.

Der „Herr Lehrer“ war 43 Jahre alt, und ich war ihm eine ergebene Schülerin. Als ich ihn im Jahre 1902 auf einer Studienreise — und um Landschaftsmalerei zu lernen — begleitete, feierte ich mit ihm seinen 44. Geburtstag. Wir fuhren im Wägelchen von Horst nach Dievenow. Ich glaube, daß der liebe Ostpreuße bei diesem Tagesausflug mehr gelacht hat als bisher in seinem ganzen Leben. In dem glückseligen Sommer in Horst wurde seine Liebe zu mir so stark, daß sie auch die Liebe in meinem Herzen auflodern ließ. Wir beschlossen, uns fürs Leben zu verbinden. Daher waren durch all die Zeiten hindurch seine Geburtstage die hohen und frohen Festtage des Jahres.

*

Wir saßen im Atelier in der Klopstockstraße, und Lovis zeichnete mich. Er unterbrach die Arbeit: „Petermann!“ rief er, „warum machst du mit einem Male so ein trauriges Gesicht? Was ist denn los?“

„Ich mußte an etwas ganz Gräßliches denken.“ — „Nanu! Was meinst du denn?“ Er war besorgt. „Lovis — ich bin jetzt neunundzwanzig Jahre alt, nächstes Jahr also bin ich dreißig Jahre!“ — Er lachte befreit. Wenn er lachte, zog er die Mundwinkel herab. Großartig sah er aus, wenn er lachte.

„Es ist kein Grund zu lachen, Lovis. Wer weiß, ob du mich überhaupt noch malen willst, wenn ich so alt bin. Dreißig Jahre alt.“

„Na, Petermannchen, ich kann dir was zum Troste sagen, jetzt zählst noch deine Jahre und empfindest es hart, daß du aus den Zwanzigern aussteigst. Aber wenn du erst vierzig Jahre alt sein wirst, dann zählst nicht mehr. Dann ist es einem nämlich ganz gleichgültig!“

In dem von mir so gefürchteten dreißigsten Lebensjahr, 1910, da malte er acht der schönsten Bilder von mir. Um nur zwei davon herauszugreifen: ‚Der Sieger‘, jenes großartige Doppelporträt von uns beiden, da ich ihm, der sich in eiserner Rüstung darstellte, lächelnd den Lorbeerkranz in die eisengepanzerte Hand lege. ‚Nach dem Bade‘, in Lychen, am Waldboden sitzend und mir die buntgeringelten Strümpfe anziehend, zeigt er mich als ein Bild der vergnügten jungen Frau. Er selbst war zweiundfünfzig Jahre alt und malte das Bild vom Boot aus, was eine schwierige Leistung ist. Wir zählten unsere Jahre nicht. Wir hatten besseres zu tun.

*

Als ich noch Lovis Corinths Schülerin war, versuchte er, mich immer mehr in seine Nähe zu bringen. Er zeigte mir die Arbeiten aus seinen Studienjahren, und ich war so begierig, davon immer mehr sehen zu dürfen, daß ich bald ganz mit den jungen Jahren seiner Studienzeit in Königsberg, in Paris und München vertraut war.

Als wir jedoch den Sommer 1902 in Horst waren, da stellte sich mein Interesse ein, von seiner Kindheit alles erfahren zu wollen. Ich ahnte es nicht, daß ich

damit den Schrein seines Herzens aufgeschlossen hatte. Nichts konnte diesen Mann mehr beglücken, als dem jungen Mädchen, mit dem er umschlungen durch Wälder und Wiesen und an der See wanderte, von zu Hause zu erzählen.

Noch heutigen Tages vermag ich den Klang seiner Stimme zu hören, wenn er sagte: „In meiner Heimat.“ Vom Fluß, der Deime, erzählte er, von Zwiebelkähnen, die auf der Deime fuhren, von den mit Blumen bewachsenen Ufern der Deime. Ich wurde mit dem Fluß durch seine Erzählungen vertrauter als mit der Spree, die mir als Berliner Kind doch näherliegen mußte.

Von seinem Vater, dem Gerbermeister, erzählte er mir. Von des Vaters Liebe zu ihm sprach er so zärtlich, daß ich ein heimliches Bündnis mit diesem nie gekannten Vater schloß, meine tiefste Liebe seinem Sohn zuzuwenden.

Nie werde ich die durchsonnten Mittagsstunden vergessen, als wir mit unseren Malgeräten unserer Behausung zustrebten, und Lovis unvermutet stehenblieb, mich ansah und leise sagte: „Ich habe nur zwei Menschen geliebt. Nur meinen Vater und dich.“

Ich möchte hier einflechten, daß wir damals noch keine Kinder hatten. Als dann später Sohn Thomas und Jahre später Tochter Mine unser Leben bereicherten, wandte sich sein Herz liebevoll den Kindern zu. Wir ‚vier Corinthen‘ hängen sehr innig aneinander, wir sind sehr miteinander verbunden.

Lovis erzählte viel von der Heimat in Tapiau, und ich konnte nie genug davon hören. Er schilderte das große Anwesen des Vaters. Auf dem Hof waren die tiefen Lohgruben, in denen die Leder lagen und geschwenkt werden mußten. Da sei er als sehr kleiner Junge in eine hoch mit Wasser gefüllte Grube gefallen und beinahe ertrunken. Der Vater habe ihn dann auf seinen Armen getragen, und, nachdem man die Loh von seinem Körper abgewaschen hatte, habe der Vater in seinen Armen den nackten kleinen Sohn zu Bett gebracht. „Da habe ich gesehen, daß mein Vater weinte, und eine heiße Träne fiel auf meine Brust.“

Ich blickte Lovis an, als er mir das sagte. Ich hatte Mühe, meine Bewegung zu beherrschen, so sehr rührte mich der Ausdruck seines Antlitzes. Ist das der Mann, dachte ich bei mir, von dem sie mir in Berlin sagten, daß er sehr brutal wäre?

*

Ich hatte als junges Mädchen viele Freundinnen und Freunde meines Alters. Wenn einer von den Jungen mir Geschichten von der Schule aufzischen wollte, dann wurde ich ungnädig, weil mich das langweilte. Wenn aber damals im Sommer in Horst Lovis mir von dem Lehrer Böhm in Tapiau erzählte, wie er sich vergeblich bemüht hatte, ihm das Rechnen beizubringen, zur Qual von beiden, da setzte ich mich auf den Waldboden und schüttelte mich vor Lachen. Lovis setzte sich zu mir, und mein Lachen steckte ihn an.

Aber dann sagte er: „Verlaß dich drauf, Petermannchen, es war nichts mit mir zu wollen. Der arme Mensch, der quälte sich was ab, aber es ging nuschts rein in meinen Kopf! Glaube mir, damals war mir nicht zum Lachen zumute. Wir waren beide wie erlöst, wenn die Stunde aus war und wenn die privaten Stunden in seiner Wohnung zu Ende waren. Wenn ich dann endlich heimging, da war es kalt und dunkel. Einen dicken Wollschal band ich um den Kopf. Eine Laterne hatten sie mir von zu Hause mitgegeben. Damit mußte ich mir den Weg nach Hause leuchten. Mir war dabei oft etwas traurig zumute. Wenn ich dann nach Hause kam, und sie saßen im hellen Schein der Petroleumlampe um den Tisch, dann dachte ich, daß sie nicht wußten, wie schwer mir diese Stunden gewesen waren.“

Jegliches Lachen verging mir, als er von dem Leben bei der Tante, der Schuhmachersfrau in Königsberg, berichtete. Lovis versuchte, diesen Erinnerungen einen heiteren Anstrich zu verleihen. Aber es half nichts. Denn es ging mir sehr nahe, als er von der Sehnsucht erzählte, die er empfand, nicht zu Hause bei den Eltern sein zu können. Wie er auf die Dachluke des Hauses gestiegen sei, beinahe jeden Tag, um mit sehnsüchtigem Herzen in der Richtung nach Tapiau hinauszublicken. „Keinen Freund hatte ich, niemanden.“

Ich hörte am Klang der Stimme des Mannes an meiner Seite, wie sehr sein Kinderherz damals nach einer zärtlichen Liebe verlangt hatte und wie einsam und in sich verschlossen er gewesen war.

Ich lernte ihn mehr und mehr kennen. Kein Wort seiner Erzählungen aus der Kindheit ging mir verloren, kein Klang seiner Stimme, kein Ausdruck in seinem Gesicht. Ich erlebte alles mit ihm mit, nochmals, jetzt, nach so vielen Jahren. Und er fühlte es, daß ich ihn so ganz verstand und daß er mir kostbar war. Er schloß ganz sein Herz auf und schenkte mir sein uneingeschränktes Vertrauen. Ich empfand bei allen Dingen, die er mir erzählte, späterhin aus allen Epochen seines Lebens, wie groß sein Charakter war. Ich liebte ihn so tief, weil ich ihm glauben konnte.

Lovis Corinth war wie ein makelloser Kristall. Da gab es keine Unklarheiten, keine halben Wahrheiten, keine Ausflüchte, keine Verheimlichungen. Da war nur Lauterkeit. Und stets war Größe in seinem Denken und seinem Handeln.

*

In manchen Zeiten zu Beginn des gemeinsamen Lebens, wenn ich so überwältigt war von einem Gemälde, das er soeben beendet, dann rief ich: „Oh Lovis! Ich weiß nicht, ob ich deine Bilder mehr liebe als dich!“

Er sah mich an und schwieg. „Ja! Ich verstehe!“ rief ich dann aus, „es ist ja dasselbe!“

Wenn zwei Menschen einander vertrauen, und über ihrer Liebe steht die Liebe zur Kunst wie ein Stern, dann schenken ihnen die Götter viele Herrlichkeiten. Es war gut für ihn, daß ich noch so jung war, denn alles, was er mir sagte, beeindruckte mich so stark. Für mich war es gut, daß er so viel älter war, denn ich schwelgte bei dem Entstehen der herrlichen Bilder, die er schuf, dabei zugegen zu sein. Höhepunkte waren die Stunden, da er mich malte. Und er malte mich viel. Und außerdem zeichnete er mich.

Jede Mittelmäßigkeit erweckte Abneigung in mir. Hier aber, wo ich das Wirken eines Genies erlebte, hier war ich glücklich. Und dankbar.

*

Wie treu dieser Mann seiner Heimat in Ostpreußen geblieben war! Ich habe es schon des öfteren erzählt, daß er den Erntekranz der letzten Ernte in Tapiau in seinem Atelier an der Wand hängen hatte. „Ich weiß noch“, sagte er zu mir, „wie stolz ich mich fühlte, wenn ich zur Ernteeinfuhr hoch oben auf dem Erntewagen saß. — Und dieses hier ist die hölzerne alte Kaffeemühle meiner Mutter.“

Er schrieb seine Selbstbiographie und seine sehr durchdachten und begehrten Artikel über Kunst am alten Schreibtisch des Vaters. Und er schlief zwischen den Linnen, die seine Mutter am Spinnrad zu Hause gesponnen hatte.

Unsere ersten Ehejahre lebten wir in der Atelierwohnung. Ich hätte wohl das bürgerliche Leben, das durch Tradition gepflegte Hauswesen meines Elternhauses vermissen können.



Sehr bescheiden war unser Lebenszuschnitt. Unser Interesse galt der Arbeit. Ich war bemüht, mich zur tüchtigen Malerin auszubilden. Der Meister schuf Bild auf Bild, ein schönes Werk folgte dem andern. Er wirkte in seelischer Harmonie und unverwüstlicher Gesundheit. In den Abendstunden schwatzten wir. Wir hatten uns immer so viel zu erzählen. Manchmal erzählte ich ein Märchen, denn die schönen deutschen Märchen kannte ich alle auswendig.

Ich liebte es — und liebe es noch — zu singen. Ich sang die alten Volkslieder, und er sang die zweite Stimme. Auch er sang gerne. Lachend berichtete er mir, daß er sogar für einige Zeit in einen Gesangverein eingetreten war. Zur Bekräftigung dieser Tatsache sang er dann: „Die Loootosblume ängstigt . . .“

Bisweilen kam ich mit einem kunstgeschichtlichen Buch zu ihm. „Ich weiß nicht viel von Kunstgeschichte, Lovis!“ Er war zuerst nicht sehr erbaut davon, sich an Abend damit abzugeben. Doch bald saßen wir, die Köpfe dicht beieinander, über die Abbildungen gebeugt.

„Lovis, die Sixtinische Kapelle von Michelangelo sollten wir uns ansehen. Sieh nur, wie wunderbar diese Bewegung Gottes ist, wie er den Arm ausstreckt und, mit seinem Finger den Finger Adams berührend, ihn zum Leben erweckt.“

„Ja, Kerlchen, wir werden einmal zusammen nach Rom reisen und uns die Kapelle anschauen.“

Die Bilder, die Lovis in jenen Jahren malte, hatten sofort großen Erfolg. ‚Peter Hille‘ 1902, ‚Florian Geyer‘ 1906, und viele Porträtaufträge kamen hinzu. So verbesserten sich die Geldverhältnisse, und wir mieteten im gleichen Haus die freigebliebene erste Etage. Späterhin, als die kleine Mine zur Welt kam und uns noch mehr unser Leben verschönte, da mieteten wir sogar noch die Parterrewohnung, die einen Balkon hatte, hinzu.

Lovis überließ mir das ganze Hauswesen, doch ergriff ihn eine gewisse Beklemmung, ob ich beim Einrichten der Wohnung nicht doch eine ‚zu leichte Hand‘ haben könne. „Du mißtrauischer Ostpreuße, der du bist, du möchtest ja am liebsten das ganze Geld in einen Strumpf stopfen und den in der Ofenröhre verstecken.“

Lovis schwieg dazu, schmunzelte etwas. Er widersprach nicht. Als dann aber um ihn herum sich eine geschmackvolle Wohnung aufbaute, ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf den schönen Dingen. Manch ein Interieur-Gemälde ist auf diese Weise entstanden, zu dem er sonst nicht gelangt wäre, zum Beispiel ‚Thomas im Salon‘, ein kühn gespachteltes und sehr farbenstarkes Bild. ‚Mine am Klavier‘, — da stellte er die Kleine allerliebste dar und gab das Zimmer mit weit offenen Balkontüren in einer überaus interessanten Komposition an. ‚Dame am Goldfischbassin‘, ‚Dame im Salon‘ sind zwei Interieurbilder mit meiner Figur. Diese Bilder liebe ich sehr.

*

Das Leben ging sonnig und schön dahin. Die veränderte, sozusagen verfeinerte Lebensform änderte nichts daran, daß es uns im Leben nur darauf ankam, was gemalt wurde. Lovis' Bilder waren von Bedeutung für unsere Lebenseinstellung. Wir waren sehr fleißig, denn Corinth hatte außer der Malerei sehr viele Schüler. Und ich habe — neben der Führung des Haushaltes und der Betreuung der lieben Kinder — nie nachgelassen, täglich an der Staffelei zu stehen und zu malen. Nur so blieb ich dem Genius, mit dem ich lebte, eine Gefährtin, der er alles sagen konnte, was ihn beschäftigte.

Denn das habe ich bei ihm nicht bestätigt gefunden, was man von den Ostpreußen sagt, daß sie wortkarg wären. Lovis konnte gut erzählen, und er war so mitteilksam, daß ich stundenlang nicht sprach, sondern aufmerksam zuhörte. Allerdings war er für eine banale, konventionelle Unterhaltung nicht zu haben. Da gab er kurze Antworten oder schwieg. Und er konnte lange schweigen. Das mag noch ein bäuerlicher Zug gewesen sein des Mannes, der in der Kinderstube nicht den sogenannten Schliff wegbekommen hatte.

Ich sehe es allerdings von höherer Warte aus an. Mir schien es in seinem Fall berechtigt zu sein, daß er nicht Lust hatte, sein Interesse Banalitäten zuzuwenden. Er war so erfüllt und bedrängt von inneren Bildern seiner Phantasie, daß er keine Zeit für Nebensächlichkeiten vergeuden wollte. Lieber saß er still für sich und dachte an ein neues Bild.

Die Gesellschaften in Berlin aber besuchte er gern. Es waren kunstliebende Kreise. In all den Häusern, in denen wir verkehrten, hingen Bilder von ihm an den Wänden. Es waren elegant geführte Häuser. Die Berliner hatten eine große Zuneigung zu Lovis gefaßt. Besonders gefiel er ihnen wegen seiner ungekünstelten Einfachheit und Naturwüchsigkeit. Sie fühlten die Echtheit seiner Natur. Auch waren sie kritisch genug, um sofort die Genialität in seinen Werken zu sehen. Er, mein Lovis, überraschte mich da eines Abends. Wir waren zum Diner beim Bankdirektor St. in der Bellevue-Straße eingeladen, in dessen schöner Gemäldesammlung sich das von Corinth gemalte Bild ‚Hände mit weißen Chrysanthemen‘ befand. Ein Bild, welches er von mir in wenigen Stunden gemalt hatte und welches einen zauberhaften Charme besaß.

Nach Tisch gingen wir Gäste in den großen Salon. Ein Diener stellte Lovis eine Flasche Burgunder hin. Schon beim Essen war ihm eine extra Flasche serviert worden. Die Gäste drängten sich jetzt um Lovis und redeten auf ihn ein, der lachend abwartete. Dann setzte sich der Hausherr zu ihm und sprach, bis Lovis lachend sagte: „Na, is recht.“ Ich wußte nicht, was das bedeuten sollte. Dann stellte sich Herr St. in die Mitte des Zimmers und rief: „Hiermit künde ich an: Solo-Tanz! Ein Bärenanzug, getanzt von Lovis Corinth!“ Jubelnde Zurufe beantworteten die Ankündigung. Einer der Gäste setzte sich lächelnd an den Flügel und schmetterte einen wilden Wirbel über die Tasten. Dann ging er über zu lauten, schweren Akkorden. Und zu diesem Rhythmus tanzte Lovis einen selbst-erdachten Bärenanzug. Er tanzte in bärenhafter Plumpheit, aber er tat dies sehr gewandt, sehr fröhlich. Bisweilen tapste er hinein in den Kreis der um ihn stehenden Gäste, so als wolle er eine der schönen und elegant gekleideten und dekolletierten Frauen greifen und an sich reißen, wobei das Quietschen, Schreien und Lachen der Schönen die ganze Sache noch lustiger machten. Er selbst sah jung und übermütig aus und recht darauf bedacht, das schöne Geschlecht zu erschrecken. Nachher wurde im Saale getanzt.

Als wir zusammen den Walzer begannen, sagte er: „Na, was sagst du zu mir?“ „Es hat mir viel Spaß gemacht, dir zuzusehen.“

„Das sind hier sehr nette Leute“, sagte er. Übrigens ‚schleifte‘ er den Walzer weich, ich dagegen tanzte zu ‚norddeutsch‘, also nicht so gut. Ich war besser in den sogenannten neuen Tänzen, die er ‚furchtbar komisch‘ fand.

Eines beobachtete ich im Laufe der Jahre: er wurde in den Kreisen in Berlin geliebt und seiner Einfachheit wegen, die im Auftreten so meilenfern jeder Eitelkeit war, sehr respektiert. Er floßte stets Achtung ein, obwohl er das nicht einmal bemerkte.



Elternhaus von Lovis Corinth, Litho von Hans Salewski

Das Elternhaus in Tapiau

1904 war er nach Königsberg gereist. Ich weiß nicht mehr den Grund für diese Reise. Aber 1905, da fuhren wir beide nach Ostpreußen. Die Stadt Königsberg gefiel mir ausgezeichnet. Lovis gab Erklärungen ab auf Schritt und Tritt. Ich darf nicht vergessen, die Fahrt nach der Kurischen Nehrung zu erwähnen. Von der Landschaft war ich geradezu hingerissen. Wenn nur das Essen nicht gewesen wäre! Wenn ich die Schüsseln mit den ‚grauen Arbsen‘ und gar die mit den Kaldaunche (gemeint ist ein Schalchen Fleck) kommen sah, wurde mir grün vor Augen. Lovis war sehr unmutig über mein Versagen auf diesem Gebiet. Er war mitleidlos, wenn ich mich vor Magenkrämpfen krümmte.

„Lovis! Sei doch vernünftig. Man muß als Ostpreuße geboren sein, man muß einen ostpreußischen Magen haben, um Murmeln und Gedärm vertragen zu können!“ Diese indirekte Schmeichelei war meine einzige Waffe, um ihn wieder lächeln zu lassen. Freilich sah es seltsam aus, wenn er sich im Restaurant ein ‚Tulpche Grog‘ bestellte und ich einen Kamillentee.

Die Eisenbahnfahrt nach Tapiau war sehr fröhlich, schon der Erwartung wegen, was ich nun bald sehen würde. Lovis nannte die Namen aller Stationen, bis der Zug in Tapiau hielt.

Wie gut gefiel mir Tapiau! Ich blickte die Straße herab, wo die Bäckerei gewesen war, in die er als Knirps hingelaufen war mit den von der Mutter stibitzten Pfennigen und dafür die Arme vollgepackt mit Kuchen-Männern bekam. Wie prächtig hat er selbst von dieser Szene in seinen Erinnerungen berichtet, da ihm fürs Leben lang diese Ehrlichkeit bewußt gemacht worden war, das für ihn beängstigende verächtliche Schweigen des Vaters! Und war dort der Laden von Herrn Schönkapp, mit dessen im gleichen Alter stehenden Söhnen er recht derbe Streiche unternommen hatte?

Doch nun standen wir vor dem Elternhaus. Dürfte ich es ihm heute, da ich alt bin, sagen, wie sehr sein liebes Angesicht geleuchtet hat, als er da, Hand in Hand mit seiner jungen Frau vor dem Hause seiner Kindheit stand! Es ging eine Stille von ihm aus, als er das Haus wiedersah und sich nun zu mir neigend sagte: „Siehst das Fensterche im oberen Stock? Das war mein Stubchen. Von dort aus habe ich mein erstes Aquarell gemalt.“

Ich besitze dieses erste Aquarell. Es stellt einen Blick dar auf den Fluß, die Deime. So klein dieses erste Aquarell seines Lebens ist, es ist durchaus ein Kunstwerk zu nennen. Nichts daran ist gestümpert, sondern alles ist fehlerlos dargestellt, was der junge Gerbermeistersohn gesehen hatte. Er, der keine Ahnung davon hatte, was es in der Welt der Kunst für Bilder gibt. Der noch nie ein Bild gesehen hatte, lediglich die bunten Zeichnungen, die der Zimmermeister Beck ihm auf ein Blättchen Papier aufmalen mußte, wenn er nach Tapiau kam, um den Gerbermeister Franz Heinrich Corinth zu besuchen.

Der Kleine da oben im Stübchen des alten Hauses in Tapiau malte sein Bild und wußte nichts von der Welt und nichts von sich selbst. Er wußte nicht, daß er ein Genie war.

Es ist mir unvergeßlich kostbar geblieben, daß ich mit Lovis in Ostpreußen gewesen bin und in Tapiau.

Er blieb der Heimat zeitlebens treu. Mit vollen Händen schenkte er der Heimat Werke seiner großen Kunst. Er stiftete der Kirche das Triptychon „Golgatha“. Ich durfte es miterleben, wie er es malte. Eine „Grablegung“ schenkte er ebenfalls. Von diesem letztgenannten Werk erfuhren wir, daß es im Ersten Weltkrieg verbrannte. Das Triptychon erlitt im Zweiten Weltkrieg das gleiche Schicksal.

Harte Selbstprüfung

Eine Erschwernis in Lovis' Leben lag in ihm selbst insofern, als er mit seinen Leistungen nie eigentlich zufrieden war. Bei der Arbeit, da jubelte er oftmals vor Glück, aber waren die Arbeit und der Rausch des Schaffens vorüber, so war er schwer von Depressionen.

Die Melancholie schien mit ihm geboren zu sein und schien mir eine Mitgift seiner Heimat Erde zu sein. In den ersten Jahren trat sie nur leicht auf; ich vermochte sie fortzulachen.

Saß er an manchem Abend im Sessel und seufzte tief auf, so sagte ich: „Was ist denn nun eigentlich die Ursache dafür, daß du so pessimistisch bist? Weshalb nimmst du denn an, daß all die Dinge, von denen du sprichst, negativ verlaufen werden? Bisher ist doch alles vorzüglich gewesen!“ „Na ja, wir Ostpreußen sind nun mal so. Wir lieben es zu weimern.“ „Das macht mir die Ostpreußen noch

unsympathischer, als sie mir schon ohnehin sind.“ Dann schmunzelte Corinth behaglich, drehte auch wohl den Kopf zur Seite, um mich nicht sehen zu lassen, daß er lachte.

Aber in den späteren Jahren war es nicht mehr so leicht für mich. Da lernte ich es begreifen, daß die Melancholie ihr dunkles Zeit dicht neben dem Sonnenpalast aufgeschlagen hatte, in dem er eigentlich zu wohnen bestimmt war. Denn er war am 21. Juli zur Mittagszeit geboren, als die Sonne im Zenith stand. Er wäre wohl stets voll überschäumender Lebenskraft und Lebensfreude gewesen, hätte sie, die Dunkle, nicht ihren Arm ausgestreckt und ihr schwarzes Netz über ihn geworfen. Sie war zu jeder Zeit nahe genug, um das zu tun!

Deshalb war das Leben von Lovis Corinth kein leichtes gewesen. Aber das Leben eines Genies kann nie ein leichtes Leben sein. Denn der innere Richter ist streng und verlangt stets Vollkommenheit.

Von Bedeutung für Lovis Corinth waren nur seine Leistungen. Und Freude erwuchs für ihn im Kreis seiner kleinen Familie. Mit vielen Bildern, die über unsere Lebenszeit hinaus davon künden werden, bewies er es. Er malte den Sohn Thomas in allen Altersstufen und sogar noch in seinem letzten Lebensjahr, 1925: Ein Porträt des Sohnes und Thomas in Rüstung. Die Tochter Mine malte er ebenfalls zu jeglicher Zeit ihres Heranwachsens. ‚Mädchen mit Zöpfen‘, ‚Kind mit Ball‘ will ich nur hervorheben. Und das verinnerlichte große Doppel-Porträt der beiden ‚Kinder des Künstlers‘, das muß ich doch noch extra erwähnen.

In jedem Jahr erstand eine Fülle von Ölgemälden und graphischen Arbeiten. Doch 1911 überstieg die Zahl der Leistungen alles bisherige, und im Dezember 1911 brach er zusammen. Hatte ich ihn früher klagen und seufzen hören, so zeigte sich jetzt die ganze Größe seines Charakters. Nicht ein Wort der Klage kam über seine Lippen.

Es war eine harte, schwere Zeit, durch die er hindurch mußte. Ich hatte Ursache, ihn zu bewundern. Er überwand die Krankheit mit der unzerbrechlichen Kraft, die ihm von Kindertagen an zu eigen gewesen war. Er wurde nicht nur wieder leistungsfähig, sondern kam noch zur höchsten Vollendung seines Lebenswerkes. Er schuf vom Walchensee meisterliche Landschaften; Selbstporträts und alles, was er angriff, wurde zu großen Werken, die für die Ewigkeit geschaffen wurden. So ist die Gestalt von Lovis Corinth in meiner Erinnerung lebendig geblieben, unabhängig von Zahlen und von der Zeit. Ich wurde vom Geschick auserkoren, die schönsten Jahre des Lebens an seiner Seite zu sein. Und die schönen Bilder, die er von mir malte, werden mich auch für spätere Zeiten an der Seite des Großen zeigen.

Lovis Corinth über seine Frau Charlotte

„Es wäre kaum zu ertragen gewesen, wenn nicht ein Geist mich getröstet hätte und mich in dieser Misere unterstützt und gekräftigt hätte. Ein Schutzgeist in wirklicher Menschengestalt, das ist meine Frau . . . Außer daß sie ein großes Talent besitzt und meine Schülerin vor der Ehe wurde, besitzt sie einen großen Verstand und einen weiten, voraussehenden Blick. Sie war es hauptsächlich, die mich stützte und mir half in allen schwierigen Lagen des heutigen Lebens. So arbeitete ich weiter, und ihr zu danken hätten die Menschen, wenn ich noch in meinem späteren Alter einiges Gute geleistet habe . . .“

Macht der Persönlichkeit

Im Jahre 1900 kam Lovis Corinth nach Berlin. Der Impressionismus war schon siegreich, die Morgenröte einer neuen Zeit leuchtete, und es fielen dumpfverhängende Schleier von dem mit einem Male lichten und strahlenden Weltbild. Gleich nach seinem Erscheinen in der Hauptstadt des Reiches spielt Corinth eine Rolle. Sein Verdienst als Programmierer der neuen impressionistischen Richtung war nicht eben groß. Doch war er — kaum als waschechter Impressionist erklärbar und fast mehr Erbe als Rufer im Streit um die neue Lehre — als Genosse dem Maler Liebermann und seinem Kreis bald von so großem Nutzen und unersetzlichem Wert, daß der Name Corinth in der Kunstgeschichte unanfechtbar der impressionistischen Kunstepoche verbunden bleiben wird. Diese Wirkung entsprang gleicher Weise dem Menschen wie seinem Künstlertum, es zeigte sich darin nur die alte Wahrheit, daß sieghafter als die vortrefflichsten Ideen die Macht der Persönlichkeit ist, oder doch, daß Theorien und Ideen nichts bedeuten, wenn sie nicht durch die Persönlichkeit Fleisch, Blut und Leben gewinnen.

Die Wirkung der Corinthschen Kunst liegt tief im Menschlichen. Corinth menschlich verstehen, heißt ihn künstlerisch würdigen lernen. Das Problem ist sehr vielgestaltig. Wenn irgendwo, so liegt hier — über den Zauber rein malerischer Urkraft hinaus — die Beziehung zwischen Menschlichem und Kunst so eng zusammen, daß es nicht Weihrauch bedeutet, wenn man einmal von dem Wunder wahren und umfassenden Künstlertums spricht. Eigenheiten der Rasse, gespanntestes Lebensgefühl, eine große Seele und eine prachttvolle Vitalität schufen mit vielen anderen urwüchsigen Assoziationen in Corinth eine Natur, die mit diesen menschlich und künstlerisch auf unerforschliche Weise sich wunderbar ergänzenden Eigenschaften für das Spiel der Kräfte auf Leinwand und Papier, das man Kunst nennt, wie prädestiniert erscheinen mußte. Als besondere Gnade wirkte in Corinth ein stürmisches, künstlerisches Temperament, das ihm die leichte Kraft gab, allen skeptischen Hemmungen, allen äußeren und inneren Anfechtungen, bis in sein Alter mit Erfolg zu trotzen. Heute noch, obwohl dem biblischen Alter nicht mehr fern, erfüllt Corinths Geist ein neues künstlerisches Planen, wie es ergreifend sichtbaren Ausdruck fand in seinem neuesten Werk „Das trojanische Pferd“. Keine Spur von Ermattung, kein Ausruhen auf wohlverdientem Lorbeer; heroisch hält Corinth jede Selbstgenügsamkeit am Erreichen von sich fern und schafft mit jedem Werk weitere Beweise für seine Bedeutung und Größe.

Corinths Weg ist weit. Obwohl am Ziel, ist er doch nicht am Ende. Die Unendlichkeit erst könnte ihm Einhalt gebieten. Ganz allmählich wuchs sein Werk, langsam, in langen Jahrzehnten wurde der Bau, dessen schimmernde Fassade wie kunstvolle innere Struktur wir bewundern. Sein Anfang lag ganz im Behaglichen, fast im Genießerischen. Königsberg, Paris, München. Die Klaue des Löwen rührte sich kaum, der spätere „Kämpfer“ schlief noch in ihm, und ein Bestreben nach Entgegenkommen, Gefälligkeit und Allgemeinverständlichkeit schien noch aufsteigende Kräfte in naiver Befangenheit zu halten.

Corinth war im besten Mannesalter, als sein Furor durchbrach und er anfang „loszulegen“. Das war auf dem Boden der Berliner Sezession. Hier war Corinth endlich in seinem Element. Plötzlich hatte er seinen Stil gefunden. Mit schlagenden Rhythmen legte er Bresche in die offizielle, in Süßlichkeit und Konvention sich ergehende, Allerhöchst genehmigte Kunst. Man kann sich vorstellen, wie zarte Seelchen der Ohnmacht nahe waren angesichts dieser naturwüchsigen, zündenden Entladungen eines genialen Temperaments. Doch hatte dieser Gegenspieler bald sein Publikum gefunden, ein Publikum, das diesen lebensstrotzenden, das Leben genießerisch behahenden Künstler als seinen Prototyp im Guten wie im Bösen erkannte. Diese schäumenden, sinnstarken Aufwallungen eines Malers, der die Kraft entwickelte, seine künstlerische Erregung so zu entfachen, daß sie bis in die letzten Ecken seine Bildflächen mit bebendem, vibrierendem Leben erfüllte, entsprachen ganz und gar dem Fühlen der das irdische Dasein auskostenden, aber auch in strebendem Fleiß und mit realem Sinn hochkommenden Schichten unseres Volkes um die Wende des Jahrhunderts. Über Kunst- und Sammlerkreise hinaus bahnte sich schon damals die auf verwandtem Fühlen beruhende Popularität an, deren sich der Meister heute erfreut.

Über den Qualitätsbegriff der guten Malerei hinaus interessierte in hohem Maße die Persönlichkeit Corinths, sein Menschliches. Aufschluß gibt vor allem eine stattliche Reihe von Selbstbildnissen, in denen er sich uns ohne Beschönigung, mit Betonung seiner Stärke zu erkennen gibt. Dieser runde, massige Kopf, dieses Gesicht, das den nicht alltäglichen Mut zeigt, alle Fragen des Lebens und der Kunst ungeniert und herzlich und doch mit Takt zu behandeln, ein Gesicht, das nicht Ja sagen kann, wo es Nein meint, ist uns vertraut geworden. Sein ganzes Werk zeugt von der Geradheit und Unverstellbarkeit seines Wesens, von einem großen und weisen Verstehen des Lebens und der Wirklichkeit, das den Außerlichkeiten des Lebens kein Gewicht beilegt und ihn der Mühe enthebt, seine Schwächen zu verbergen oder in Tugenden umzuschmelzen. Auch beim Malen heißt seine Maxime: „Mensch sein.“ Und dadurch gewinnt die Echtheit seines Gefühls in seinen Werken mehr Tatsächlichkeit als in mancher Manier mancher Modegröße.

Voran steht ihm die Sachlichkeit der Arbeit, in der er so seine Fähigkeiten am besten entfalten und glänzen lassen konnte. Vor Glätte schützt die Brillanz seines Vortrags, eine zufassende, bisweilen mühsam anmutende Tüchtigkeit in allem Handwerklichen, wobei die Richtigkeit der Tonwerte seine besondere Sorgfalt hat. Die Rauheit, die ehrlichen Naturen oft in besonderem Maße eigen ist, wird apart gemildert durch sinnlich schmiegsame Zartheit, damit das Werk des „starken Mannes“ der besonderen Pikanterie nicht entbehrt, und durch lyrische Empfindungsfähigkeit, die durch seine stets gegenwärtige menschliche Anteilnahme vom Objekt seiner Darstellung hervorgerufen und lebendig erhalten wird. Ein machtvolles Raumgefühl bietet die Meisterhand bei der Aufteilung der Fläche, und ein zeichnerisches Liniensystem spannt mit eigenwilliger Bestimmtheit die Wirkung in seine suggestive Gewalt. Zu alledem sorgt die Originalität seiner Anschauung im Verein mit seiner menschlichen Fülle dafür, daß die blutvoll schäumenden Rhythmen die einmalige Fassung einer Schöpfung erhalten, zu der jedes große Talent verpflichtet.

So steht Corinth gewappnet mit allen vortrefflichen Malereigenschaften vor uns und fordert die Welt in die Schranken. Stets zeigt er sich der Schwierigkeit der Situation gewachsen, sei es, daß er berühmten Zeitgenossen ein Interpret mit

pointenreich zuspitzender Psychologie sein sollte, sei es, daß er bei seinen Ausflügen ins Land der Mythologie seinen burlesken und humorigen Fähigkeiten die Zügel schießen läßt oder daß er an Typen aus dem Volksleben Gestalten findet, wie etwa an der bizarr knorrigten Gestalt eines mecklenburgischen Hirten oder an der lebhaften üppigen Geste eines jungen, Obst und Geflügel feilbietenden Marktweibes.

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Und wo Ihr's packt, da ist es interessant.

Die Vielgestaltigkeit des Problems ist aber noch komplizierter. Über Jahrzehnte schien Corinths Kunst beinahe nur physisch bedingt. Sie wirkte mit körperlich berührender Kraft. Man nannte ihn einen „Fleischmaler“. Das war ihm wichtig. Um Geistiges schien er sich nicht sonderlich zu kümmern, Programme waren ihm Hekuba. Das alles beherrschende Gefühl war sinnliche Lebensstimmung in höchster Potenz. Um so überraschender wirkte vor etwa zehn Jahren ein auffälliger und grundsätzlicher Wandel in der bis dahin an ihm gekanntem Einstellung zu Kunst und Welt. Seine großen Anlagen, die auf wunderbare Weise durch glückliche Lebensumstände ausgelöst wurden, mußten eine denkwürdige Bereicherung durch Erlebnisse besonderer Art, vielleicht Erschütterungen erfahren haben. Schon äußerlich wandelte sich manches. Zeichneten sich bisher Corinths Werke durch eine glänzende, nach außen hin ungewöhnlich wirksame Bravour aus, so ließen neue Bilder eine gewisse Vernachlässigung dieser ihm in hohem Maße eigenen Fähigkeiten erkennen, während eine beschauliche, nach innen gekehrte Kraft mehr das Gemüt des Beschauers gefangen nahm. Ein Streben nach seelischer Vertiefung machte sich geltend, und die Gestaltungsweise nahm Züge einer idealistischen Gesinnung an, wie sie die deutsche Kunst in so mannigfacher Art aufzuweisen hat.

Ausdrucksvolle Stilleben entstanden, Blumenstücke, von großer dekorativer Fülle zwar, doch gleichzeitig von zartester Seelenhaftigkeit, Landschaften, vornehmlich aus der Gegend des Walchensees, in denen Corinth die Seele der Natur suchte und zum Klingen brachte. Religiöse Bilder, wie sein bedeutendes Triptychon „Golgatha“, waren von einem gegenständlichen, der Situation durchaus entsprechenden tiefen Ernst durchdrungen. Es war kein Zweifel, daß Corinths Innenleben sich mit Entschiedenheit gewandelt hat, so daß einem das Wort von den zwei Seelen in der Brust des Menschen auf die Lippen kommt. Ergreifend zu sehen, wie der Meister, vom Gewesenen sich loslösend, nach neuen, tieferen Wirkungen sucht, um so, sich vereinsamend, an Stärke zu gewinnen.

Corinth ist kein Revolutionär, kein Reformator, kein Schöpfer neuer, weltbewegender Systeme. Und doch hat sein Name den Klang eines Symbols und sein Werk prophetischen Sinn, indem es in genial-schöpferischer Einheit als Ganzes in die Zukunft wirkt, indem es für unsere Zeit Verlorengegangenes aufs neue erkämpft hat und unabänderliche Norm entgegen allen Begriffszerklüsterungen die Macht der Persönlichkeit zur Geltung gebracht hat. In Corinths Werk liegt die geheimnisvolle Wirkung aller großen Kunst verschlossen, die nach dem Wort des Dichters auf der Vereinigung eines „schönen Talents und eines schönen Charakters“ beruht.



Charlotte Corinth — lesend, Litho 1911

Charlotte Berend über Lovis Corinth

Als ich Corinth — zuerst den Lehrer, dann den Liebenden — kennenlernte, war er ein leidenschaftlicher, von Kräften strotzender, gegen Anstrengungen unempfindlicher Mann; jedoch die Melancholie lag ihm auch damals im Blut. Photos aus seiner Jugend, aufgenommen beim Umtrunk mit den Künstlerkollegen, zeigen ihn abgesondert von der frohen Gesellschaft; düster brütet er vor sich hin. Als wir miteinander vertraut geworden waren und er mir sein Herz ausschüttete, hat er mir gestanden, wie oft er aus Verzweiflung über sich selbst dem Selbstmord nahe gewesen ist. Obwohl mich der Blick in die Abgründe, an denen er gestanden hatte, entsetzte, begriff ich sofort, daß hier eine Leidenserfahrung zu mir sprach, die vom Genie unabtrennbar ist und deshalb getragen und ausgehalten werden muß. Nur der kann bewußt die höchsten Ziele erkämpfen, der auch von den lauernden Tiefen weiß.

Während der ersten Jahre unserer Liebe überstrahlte ein triumphales Hochgefühl alle Melancholie. In glücklicher Unbeschwertheit schuf Corinth Bild um Bild. Doch dieser Zustand beseligter Daseinsfreude blieb nicht lange ungetrübt. Schon lasteten hie und da wieder Depressionen auf ihm. Nach dem Schlaganfall verstärkten sie sich in bedrohlichem Maß. Corinth war oft auf eine ans Herz greifende Weise gequält, und zugleich — und trotzdem — war er dem Irdischen merkwürdig entrückt. Die späten Selbstbildnisse machen dies evident. Es ist, als hätten diese Augen bereits das andere Ufer erblickt. Und doch, wie seltsam, lassen diese Selbstbildnisse, auch die letzten und erschütterndsten, im Betrachter keine Bedrückung zurück. Die große Schönheit dieser Malerei, die Transparenz des Geistigen und die mystische Verinnerlichung Corinths hinterlassen ein unerkennbares Glücksgefühl, wie es allein von den höchsten Meisterwerken der Kunst ausstrahlt.

Ich hatte stets das Gefühl, daß Corinths Leben im Rhythmus der Natur verlief. Es hatte am ewigen Zyklus der Jahreszeiten teil und war ebenso wie diese voller Varietät. Auch da gab es — bildlich gesprochen — Wintertage, so angefüllt mit Sonne und Licht, daß man sich in den erwachenden Frühling versetzt glauben mochte, und Regentage im Sommer, an denen einen ein Frösteln überlief. Er lebte mit der Natur, und es war eine Naturgewalt in ihm, die sein Schaffen bestimmte; sie ließ ihm keine Wahl. Sie beflügelte ihn zum Höhenflug und zwang seine Phantasie, in unzugängliche einsame Tiefen zu tauchen. In solchen Stunden verharnte er schweigsam, gebannt von seinem innern Gesicht.

ZEITTADEL

- 1858 am 21. Juli in Tapiaw (Ostproußen) geboren
1876 Abgang mit Obersekunda-Reife als „Einjähriger“ vom Kneiphöfischen Gymnasium Königsberg
bis 1880 Studium an der Kunstakademie Königsberg
1880 bis 1884 Studium an der Münchner Akademie bei Löffitz
1884 bis 1887 an der Académie Julian in Paris, bei den Lehrern Bouguereau und Robert Fleury
1886 Sommer in Holstein
1887/1888 Winter in Berlin
1891 Entstehung der ersten Radierung
1894 erster graphischer Zyklus „Tragikomödien“
1895 Entstehung der ersten Lithographie
1898/1899 Winter in Berlin
1900 im Sommer mit Leistikow in Kopenhagen, Skotsburg, Aggar und Jütland
1901 Übersiedlung nach Berlin. Eröffnung einer Malschule in der Klopstockstraße
1903 Heirat mit der Malerin Charlotte Berend, seiner ersten Schülerin
1904 im Frühjahr in Königsberg, Tapiaw und an der Kurischen Nehrung. Sommeraufenthalt in Waitlage in der Mark und in Dievenow
1906 Sommer in Lychen in der Mark
1907 Reise nach Kassel, um Rembrandt zu sehen und Frans Hals zu kopieren. Sommer in Timmendorfer Strand
1908 Sommer in der Lüneburger Heide
1909 Reise nach Zoppót
1910 Golgatha-Triptychon, Geschenk an die Kirche in Tapiaw
Sommer auf dem Gut Niendorf in Mecklenburg und in Tirol, im Herbst in Doberan
1911 Wahl zum 1. Vorsitzenden der Berliner Sezession, Sommer in St. Ulrich im Grödner Tal; im Winter Schlaganfall
1912 Sommer in Bernried (Starnberger See), sonst von 1912 bis 1914 Reisen nach St. Ulrich und Rom
1915 Wieder Vorsitzender der Berliner Sezession, Sommer in Waren am Müritzsee
1916 Reise nach Königsberg
1917 Reise nach Tapiaw und Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt, Ernennung zum Professor, Sommer in Nienhagen an der Ostsee
1917/1918 malt „Die Ratsherren von Tapiaw“, Geschenk an die Stadt Tapiaw
1918 anlässlich des 60. Geburtstages große Feier in der Berliner Sezession, erste Reise nach Urfeld am Walchensee
1919 Bau eines Landhauses in Urfeld, wo Corinth bis zu seinem Tod meist Ostern, Sommer, Herbst und Weihnachten verbringt; Radierfolge „Bei den Corinthern“
1920 bis 1923 Erscheinen der großen graphischen Folgen
1921 Ehrendoktor der Universität Königsberg
1922 und 1923 Frühjahr in Niendorf (Mecklenburg)
1925 Ehrenmitglied der Münchner Akademie, im Juni Reise nach Amsterdam, am 17. Juli in Zandvoort (Holland) gestorben

LITERATURVERZEICHNIS

Bücher von Lovis Corinth

- Legenden aus dem Künstlerleben. Berlin o. J.
Das Leben Walter Leistikows. Berlin 1910
Gesammelte Schriften. Berlin 1920
Selbstbiographie. Leipzig 1926
Meine frühen Jahre. Hamburg 1954
Das Erlernen der Malerei. Berlin o. J.
Über deutsche Malerei. Leipzig o. J.

Bücher über Lovis Corinth

- Georg Biermann: Lovis Corinth. 1. Aufl. Bielefeld und Leipzig 1913, 2. Aufl. 1922.
Karl Schwarz: Das graphische Werk von Lovis Corinth. 1. Aufl. Berlin 1917, 2. Aufl. 1922.
Herbert Eulenberg: Lovis Corinth. Ein Maler unserer Zeit, München 1920.
Wilhelm Hausenstein und Lovis Corinth: Von Corinth und über Corinth. Leipzig 1921.
Georg Biermann: Der Zeichner Lovis Corinth. Dresden 1924.
Gert von der Osten: Lovis Corinth. Verlag F. Bruckmann, München 1955.
Lovis Corinth 1858—1925. Acht farbige Gemäldewiedergaben. Verlag E. A. Seemann in Köln, 1957.
Carl Georg Heise: Lovis Corinth. Bildnisse der Frau des Künstlers. Stuttgart 1958.
Remigius Netzer: Lovis Corinth. Graphik. R. Piper & Co Verlag, München 1958.
Charlotte Berend-Corinth: Mein Leben mit Lovis Corinth. München 1958.
Charlotte Berend-Corinth: Lovis. Albert Langen — Georg Müller Verlag GmbH, München 1958.
Charlotte Berend-Corinth: Die Gemälde von Lovis Corinth. Werkkatalog. München 1958.
Heinrich Müller: Die späte Graphik von Lovis Corinth. Hamburg 1960.
Lovis Corinth. Bastei Galerie der großen Maler, Nr. 72. 1969.
(Bücher zum Teil vergriffen; ältere Werke nur noch antiquarisch zu erhalten.)